

Die drei Brüder [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

da hat Gott nur das einzige hingeschrieben, das große Wort vom Lieben und vom sich Freuen...

Langsam senkte sich schon die Nacht zur Erde. Um das Bietschhorn spielen die letzten Sonnenstrahlen, Frieden



Betkapellchen im Lötschental.

gebend, Frieden spendend. Wie weich, wie beruhigend legt sich das auf die Nerven. Tief im Schnee vergraben Dorf-gäßchen, Hütten und Gäßchen; der Wald, die Berge mit ihren dräuenden Felsstirnen wie verzaubert, jeder Baum, jeder Ast ein Kunstwerk. Und was das Gebirge vom Frühling bis zum Spätherbst nicht offenbart, herbe, ernste Größe: Jetzt genießen wir sie droben in den Bergen, in denen die Majestät des Winters in oft furchtbarer Feierlichkeit thront...

Wieder werden die Bretter angeschnallt und heimwärts geht's. Toteinsam liegen die Gäßchen von Feden, durch die ich dem von Berggüßten und Felsfäulen eingerahmten Lötschentaler Grund entgegenstrebe. Am quirlenden Wildbach hängen Eiszapfen hernieder, von vereister Schneelast schwer gebeugte Uferbäumchen scheinen nieder auf das Wasser zu blicken, als gedächten sie schmerzlich der Sonnentage, da Bänder von Vergißmeinnicht unter ihnen blauten, tausend bunte Blumen von den Matten leuchteten...

Und wieder schnaubt der Zug die steile Bahn hinan. Wieder verschluckt der Berg das große Tier und hingelehnt in die Polster geben wir uns noch einmal der Schönheit hin... da hören wir es plaudern und kichern, singen und wohl auch weinen. Schnee, Schnee deckt Tal und Berge; Lawinen donnern; die Lonza rauscht ihre alten, ewig neuen Weisen... von Schönheit... von Kraft... in Lötschen!

(Die Bilder sind dem schönen Buche *Lötschen, Landes- und Volkskunde des Lötschentales*, Text von Dr. H. Anneler, Bilder von R. Anneler, Verlag Paul Haupt, in Bern entnommen. Wir möchten die Leser der „Bernern Woche“ besonders auf dieses Werk aufmerksam machen, erschließt es uns doch eine neue Welt in der Heimat.)

Die drei Brüder.

Aus dem Italienischen, übertragen von Walter Keller.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Also gelangte der jüngste Bruder in die Stadt und trat mit seinem Mantel, ohne eingeladen zu sein, am Abend, da das Ballfest abgehalten wurde, in den Königspalast, um zu forschen, auf welche Weise er die Börse und die Flasche seiner Brüder wieder bekommen könnte, aber er fand das Ende des Knäuels nicht. Und weil es so heiß war, zog er den Mantel ab und erschien jetzt den Leuten sichtbar. Die wunderten sich, wie er ungehört herein-gekommen war und die Prinzessin näherte sich ihm, um ihn zu fragen, wie er es anstelle, um nicht gesehen zu werden und sprach: „Aber wissen Sie, das ist freilich sehr bequem, überall so im Verborgenen die Nase hereinzustechen. Ist da ein Geheimnis dabei? Erwidert der Jüngling: „Sicherlich,

es steckt ein Geheimnis darin. Aber es gehört mir und ich sage es nicht.“ Darauf sprach die Prinzessin: „Wir wollen miteinander tanzen.“ Und mit allerlei Ränken und Schmeicheleiden suchte sie den Jüngling dahin zu bringen, ihr das Geheimnis zu offenbaren und dann den Mantel fortzutragen, gerade wie sie seinen zwei Brüdern Geldbeutel und Flasche abgeschwagt hatte. Und wenn es ihr auch am ersten und zweiten Abend nicht gelang, so brachte sie es doch soweit, daß er ganz entflammt war von ihrer Person und seinen Verstand verlor. Denn das dritte Mal hatte die Prinzessin es dahin gebracht, daß der Jüngling ihr schließlich anvertraute, er habe einen verzauberten Mantel und wenn er den anziehe, so mache ihn dieser unsichtbar. Da rief die Prinzessin: „Oh, wenn mein Vater den befähe, welch ein Glück! Er könnte dann überall im Königreich Nachschau halten, wo es ihm beliebte, ohne daß jemand ihn bemerkte. Wollen Sie den Mantel verkaufen? Der König wird Ihnen gewiß eine schöne Summe Geld dafür geben.“ „Was fällt Ihnen ein?“ entgegnete der Jüngling. „Das ist ein Ding, das nicht mit Geld zu bezahlen ist.“ Da sagte die Prinzessin mit einem zärtlichen Blick zu ihm: „Dann schenken Sie es mir als Zeichen Ihrer Zuneigung.“ Und der Jüngling in seiner Schwärmerei: „Ja wahrscheinlich. Wenn Sie damit einverstanden sind, meine Frau zu werden, dann gehört der Mantel Ihnen.“ „Wissen Sie, ich bin nicht frei, zu tun, was mir gefiele“, erwiderte die Prinzessin, „ich muß meinen Vater fragen. Aber wenn Sie mir den Mantel in die Hände geben wollen, damit ich ihn dem Vater zeige, ist es leicht möglich, daß er Ihren Wunsch nicht abschlägt. Also geben Sie ihn mir ohne Sorge, ich gehe dort hinüber in den Saal und in zwei Sprüngen bin ich wieder mit dem Mantel und der Antwort da.“

Und so ging es dem Jüngling gleich wie seinen Brüdern. Er gab der Königstochter den Mantel, sie warf ihn über ihre Schultern, verschwand damit alsbald und kehrte nicht mehr zu dem Tölpel zurück, der immer noch da stand ganz allein in der Mitte des Festsaals, bis der Morgen graute. Bald darauf kam auch der Diener und fragte ihn: „He, Bauernjunge, was habt Ihr da zu suchen im Königssaal? Was fällt Euch ein, hier in den Palast herein zu kommen? Ihr seid vielleicht ein Dieb. Fort mit Euch, schnell, sonst zahl ich Euch mit dem Klang der Prügel.“ — Da sagte der Jüngling: „Ereifern Sie sich nicht! Ich habe der Prinzessin ein Ding gegeben, damit sie es dem König zeige, und sie muß es mir zurückbringen und darum warte ich darauf.“ „Was für ein Ding?“ macht der Diener, „was für Erfindungen redest du da? Die Königstochter hat von anderen Leuten nichts nötig und jedenfalls mit solch einem Lumpenpack wie deinesgleichen nichts zu schaffen. Entweder gehst du fort, oder ich schließe das Tor und dann wirst du etwas erleben, daß du eine Zeitlang dran denkst.“

Dem Jüngling begann die Fliege in die Nase zu steigen ob diesen bösen Worten und dann gingen ihm, aber leider zu spät, die Augen darüber auf, daß ihn die Prinzessin betrogen hatte. Daher wollte er sich zur Wehr setzen. Aber da erschienen, wie gewohnt, eine Anzahl Soldaten mit Knütteln in den Händen und ohne viele Worte zu verlieren, ließen sie auf den Unglücklichen einen Hagel voll ungebrannter Asche auf seine Rippen fallen und trieben ihn, der ganz mit blauen Flecken bedeckt und verprügelt war, mit Fußtritten zum Palast hinaus, so daß er froh sein mußte, daß er nicht tot liegen geblieben war. Ganz zerfetzt ging er zum Stadttor hinaus und wurde überall verspottet. Es kostete ihn auch viele Mühe, bis er an dem abgemachten Ort seine Brüder wieder fand.

Wir können uns denken, wie zornig die drei waren, daß sie solch dumme Mameluken gewesen, ihren ganzen Reichtum zu verlieren. Nun waren sie ärmer und elender als vorher, mit einem Hunger, daß es nicht zu sagen ist. Und dem Jüngsten war es am schlimmsten ergangen, mit seinem

Büdel voll Schläge, und was für derbe. Trübselig und schlechter Laune setzten sie sich, ohne ein Wort zu reden, unten an eine Gartenmauer hin und ein jeder dachte über seine Erlebnisse nach und sie wußten nicht, was anfangen.

Eine gute Weile nachher drehte der Älteste seinen Kopf nach oben und sah, wie zwei Feigenbäume mit dickschaligen Früchten ihre Äste über die Gartenmauer herab hingen. Es waren gar schöne und appetitliche Feigen, ein Baum mit schwarzen Feigen, deren Haut abgestreift war und ein Baum mit weißen. — Er ruft: „Ei, wer hat jene Feigenbäume dort hin gepflanzt, die, wie mich dünkt, vorher nicht dort waren?“ Auf diese Stimme hin erwachten auch die Brüder und der Kleinste sprach: „Irgend jemand, der uns beisteht. Da können wir wenigstens den Hunger stillen. Wohlan, wir wollen uns einmal daran satt essen.“ Sie brauchten nur die Hände auszustrecken, pflückten jeder eine schwarze Feige und aßen sie. Aber o Schreden, da wächst ihnen allen die Nase um einen Sechstel Armeslänge hinaus. „Oh, oh, meine Nase, meine Nase!“ begannen sie zu schreien. „Und jetzt, was sollen wir anfangen mit diesem Baumstumpf mitten im Gesicht?“, rief der Mittlere. „Und mit dem Hunger, der uns verzehrt“, fügte der Älteste der drei Brüder hinzu. Da meinte der Jüngste: „So gehen wir als Verwachsene zur Schaustellung durch die Welt und können so unser Brot verdienen. Für jedes Uebel gibt's ein Hilfsmittel. Unterdessen will ich mir den Hunger stillen mit den hellen Feigen; dann werden wir sehen, ob es noch schlimmer herauskommt.“

Aber kaum hatte er eine weiße Feige gegessen, so wurde seine Nase wieder von natürlicher Größe und so auch bei seinen Brüdern. „Dho“, rief er aus, „jetzt haben wir ein Mittel gefunden, um jene Betrügerin von einer Königstochter zu bestrafen und sie zu zwingen, mir meine Sache zurück zu geben, die sie mir durch Verrat genommen hat. Wartet ihr andern beiden auf mich und wenn es mir gelingt — wer weiß — so kehre ich reich zurück und wir bauen ein schönes Haus, um darin zu bleiben unser Leben lang.“

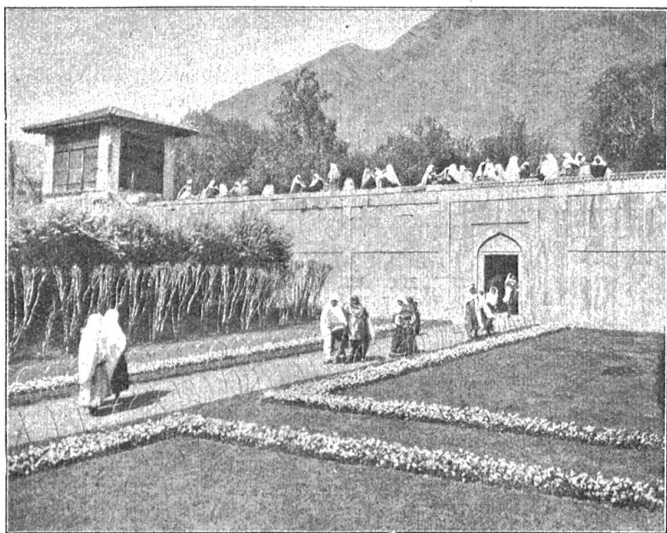
Und nachdem er sich zwei Körbe verschafft und den einen mit schwarzen Feigen, den andern aber mit weißen Feigen gefüllt hatte, hängte er einen Korb links und den andern rechts an den Arm und machte sich auf den Weg in die Stadt. Und als er dort ankam, ging er in eine abgelegene Wirtschaft, wo nur arme Leute verkehrten, ließ den einen Korb mit den weißen Feigen zum Aufbewahren dort und begab sich mit dem andern zum Königspalast. Dort rief er so laut er konnte: „Schwarze dickschalige Feigen. Schöne Ware, schon geschält! Holla! Wer will kaufen? Ware außerhalb der Jahreszeit, ganz frühreife!“

Auf diesen Ruf hin kam die Kammerjose der Prinzessin an das Fenster. Und als sie jene Vederbissen sah, lief sie zur Königstochter und fragte, ob sie gerne davon kaufen möchte. „Ja, ja“, sagte jene, „nimm sie alle.“ Und so erhielt die Jose zum Preise von fünf Rappen das Stück den ganzen Korb voll schwarzer Feigen. Der Verkäufer jedoch kehrte froh und zufrieden in seine Herberge zurück, wo er sich versteckt hielt, um zu horchen, was nun geschehen werde. Und richtig machte sich die Königstochter über die Feigen her, wie eine Rahe über einen Teller voll Fleisch, und sie merkte nicht, daß ihre Nase mit jeder Feige länger wurde, bis sie einen Drittel Armeslänge hinausragte. „O ich Unglückliche! Welch ein Pech! Was für ein Schurkenstreich!“ rief sie durch die Zimmer des Palastes und der König und sein Hofstaat eilten herbei, um zu hören, was geschehen sei. Da sahen sie, wie die Prinzessin entstellt war und voller Verzweiflung. Alle blieben ratlos. Der König befahl, daß man sogleich den Verkäufer der Feigen ergreife, um ihn hinzurichten, aber der war nicht so dumm, sich blicken zu lassen. Dann riefen sie Aerzte aus allen Teilen herbei, aber sie waren nicht fähig, die garstige Nase der Prinzessin zu heilen, so daß die Tochter sich zuletzt in ihr Zimmer einschloß und nicht mehr herauskam, und sie

weinte und wehlagte Tag und Nacht: „Vorher bin ich so schön gewesen! Und jetzt die Häßlichste der Welt. Was fange ich an in meinem Leben, da ich so verunstaltet und abschreckend bin. Ich Arme, ich Unglückliche!“

Nach einiger Zeit dachte der Jüngste daran, seinen Mantel sowie den Geldbeutel und die Flasche seiner Brüder endlich zu erlangen. Er verkleidete sich als Doktor und ließ überall austreten, daß er ein tüchtiger Arzt sei, der Auswüchse, Entzündungen und Geschwülste jeder Art mit sicherer Heilung beseitigen könne, so daß, wie man sich denken kann, sie ihn an den Hof beriefen, damit er die Königstochter untersuche. Nach vielen Bitten ließ er sich bewegen, hinzugehen. Sie führten ihn in das Zimmer der Prinzessin und ihr Vater kam ihm entgegen und versprach eine große Summe Geld, wenn es ihm gelinge, das untröstliche Mädchen zu heilen. Der verkleidete Arzt nahm eine würdevolle Haltung an und sagte: „Nun wohl, ich bin sicher, sie heilen zu können, aber nur unter einer Bedingung. Sie muß vorerst bekennen, ob sie keine Vergehen auf dem Gewissen habe.“ — „Was für Vergehen?“ ruft der König. „Mein Kind hat keine Missetaten begangen.“ — Da macht der Arzt: „Desto besser, wenn sie unschuldig ist. In jedem Falle ist es meine Pflicht sie zu fragen. Und beachten Sie wohl, wenn sie nicht richtig beichtet, so sind meine Heilmittel zu gar nichts nütze. Haben Sie niemals gestohlen? Denken Sie zuerst nach, bevor Sie antworten, mein Fräulein!“

Es war ein Glück, daß es im Zimmer halb dunkel war, denn sonst hätten die Anwesenden gesehen, wie die Prinzessin ganz bleich wurde, wie frisch gewaschenes Linnen. Zuerst blieb sie stumm, dann aber sagte sie: „Einem Jüngling, der eine verzauberte Börse hatte, in die man nur die Hände stecken mußte, um sie immer voll Geld herauszu ziehen, gelang es mir mit List, sie ihm wegzunehmen und ich ließ ihn dann durch meine Diener zum Palast hinaus fagen.“ — „Bereuen Sie es auch?“ fragte der Arzt. „Gewiß bereue ich es“, versicherte das Mädchen, „und wenn ich wüßte, wo jener Jüngling sich befindet, würde ich ihm gerne seinen Beutel zurückgeben.“ Da sagte der Arzt: „Vor erst genügt es, wenn Sie befehlen, daß man die Börse hier auf die Truhe lege. Den Besitzer zu suchen, haben wir immer noch Zeit.“ Und der Beutel wurde auf die Truhe gelegt. Dann gab der Arzt der Prinzessin eine Feige, und sobald sie sie gegessen hatte, so wurde ihre Nase um einen Sechstel Armeslänge kleiner. Da sprach der Arzt: „Fahren Sie fort, fahren Sie fort, ob Sie noch andere Sünden auf dem Herzen haben, wenn Sie wünschen, daß Ihre Nase heile. Haben Sie nichts anderes gestohlen?“ Da antwortete die Prinzessin nicht ohne Schamgefühl: „Ja, ja, ich erinnere mich, daß ich einem andern Jüngling mit gleichen Täuschungen eine Flasche aus der Hand nahm, aus welcher man jede Art Wein und Liqueur ausschenken konnte und er wurde hierauf ärger als ein Hund fortgeschickt.“ „Bereuen Sie auch dieses?“ fragte der Doktor. „Gewiß tut es mir leid, und wenn ich wüßte, wo sich der Jüngling befindet, würde ich ihm seine Flasche zurückgeben.“ Da sprach der Arzt: „Es macht nichts vorderhand, wir haben nachher schon Zeit, den Besitzer zu suchen. Es genügt, wenn die Flasche auch hierher zur Börse auf die Truhe gelegt wird.“ — Und sie brachten die Flasche auf die Truhe. Aber der Arzt gab der Prinzessin bloß eine halbe dickschalige, weiße Feige, so daß ihr immer noch ein kleines Stück ihrer garstigen Nase blieb. Und dann sprach er: „Sie haben noch nicht ganze Beichte abgelegt. Fahren Sie weiter, Sie müssen immer noch etwas geheim behalten, irgend etwas von gestohlenem Gut oder noch schlimmeres.“ Auch der König hub an, seine Tochter zu bitten, sie solle alles heraus sagen, so daß sie zuletzt mit einem großen Seufzer bekannte: „Es kam ein junger Mann zum Fest mit einem Mantel, den brauchte er nur anzuziehen, so wurde er unsichtbar. Mit Hilfe von Liebkosungen und Schmeichele reden konnte ich ihn erlangen und flüchtete damit, und



Neujahrstag in Kashmir.

der Jüngling wurde für einen Dieb gehalten und erhielt eine Ladung Prügel.“ Da fragte der Arzt: „Und be-
reuen Sie es auch?“ Sprach die Königstochter: „Gewiß
tut es mir leid, und wenn ich den Ort finde, wo der
Jüngling sich aufhält, so will ich ihm den Zaubermantel
wieder geben.“ Macht der Arzt: „Und die Stodschläge,
wie bringt man die wieder aus dem Buckel heraus? Nun
genug, das hat weiter nichts auf sich. Wir haben immer
noch Zeit, den Jüngling ausfindig zu machen. Man lege
den Mantel hier auf die Truhe zu den andern Sachen
hin.“ Und sie brachten den Mantel herbei. Aber der ver-
kleidete Arzt tat, als wollte er den Mantel näher anschauen,
nahm ihn samt dem Beutel und der Flasche, gab der
Prinzessin eine halbe schwarze Feige, hüllte sich schnell in
den Mantel und verschwand. Er ließ die Königstochter mit
einer Nase von einem Sechstel Armeslänge zurück als Strafe
für ihre Schelmenstreiche.

Als dann die drei Brüder am verabredeten Ort wieder
zusammenkamen, ließen sie mit allen jenen Reichtümern, die
sie besaßen, einen herrlichen Palast bauen voll jeder Be-
quemlichkeit und allem Schönen, was es auf Erden gibt,
und dort blieben sie immer in Liebe und Eintracht bei-
sammen, nahmen ein jeder eine Frau und lebten viele Jahre
zufrieden und glücklich.

Brief aus Indien.

Delhi, 1. Dezember 1925.

Liebi Bärner Wuche!

Reismüd' und sonnenverbrannt,
Fern von der Heimat Strand,
Waldgrünes Schweizerland,
Denk' ich an dich. —

Mildklarer Sternenschein
Wilst Du mein Vöte sein?
Grüß' mir die Heimat mein,
Weit überm Meer!

Du heisch es dänk scho gmerkt, das sy numen es paar
heiweschranki Bärse vomemem alte Chrüzfahrer, uf mi ab-
gänderet! Nid daß mi öppe z'Heiweh grüeslech täti plage,
aber gäll, so um d'Wienacht und ds Neujahr ume dünkts
eim halt doch, me gäbti gärn d'Schäh und d'Schönheite
vo der ganze Wält, we me de derfür schnäll chönnt hei
und mit syne Lüten undere Tannebaum sihe! —

Al schöne Firtige fähltis eim lüsch hie ussen nid. I
will wette, meh weder ei Bärner chäm tífíg, tífíg ga In-
die, wen er wüßti, wi mängisch im Jahr er de hie nid
i ds Büro bruucht! Für emel i däm Gmischmasch vo
Rassen und Religione, wo si enandere sowieso geng i de

Saare liege, ja niemer vor e Chopf z'stoße, het d'Regierig
eifach di houptfächlechste Feschttag vo jeder Religion zu
offizielle gmacht, und so fyre hüt d'Christen und d'Mo-
hamedaner mit de Hindus, morn d'Hindus und d'Christe
mit de Mohamedaner und z'letschtmänd alli mitenand
mit de Christe Neujahr. —

I cha drum das Jahr o drü Mal neujahre! Ds
erscht Mal ischs im April, im schöne Kashmir obe gfi,
Baifakhi, ds Neujahrfecht vo de Hindus. Weisch du, me
fötti eigetlech ds Neujahr geng im Früelig ha, wenn alles
früsch isch und neu und d'Lüt so rächt voller Freud. Am
Baifakhi Tag sy si alli uszoge mit Chind und Chegel, und
di schöne Gärte, wo die alte Mohamedaner Kaiser für
ihre Hof und ihres Harem dert obe baut hei, hei gwimmlet
vo feschtlichem Volk. Alli Bäum sy i der Bluescht gstande,
Depfel, Bire, Pfirsiche und Aprikoje. D'Sprüchbrünne hei
iri syne Wasserfchleier im dürsichtige Früeligshimmel la flä-
dere, und rot, gälb, blau, orange, wi ne Matte voll vo
üne schönsten Alpeblueme, hei di sydige Feschtchleider vo de
Mohamedanerinne ufem fräschgrüne Nase glüüchtet. Me
het gschpürt, wi wohl's däne Lüten allne z'Muet isch, bsun-
ders de Froue, die hie usse so wenig fröhliche Tage kenne.
Da sihe si wi d'Papageie ufenerer Muur am Ygang vom
Garte, luege wär hne chöm und wär ufegöng und ver-
binde dermit nach „alter Mütter Sitte“ e ghörigi Bett-
schneiderete! Wen i der doch numen o d'Farbe mit chönnti
zeige! Däre Nase di länge Bett voll sametig Stügüferli,
links d'Pilabüsch i vollem Bluescht, oben uf der Muur
dä ganz farbig Papageiehranz — i cha der säge, das
Bild würdich du dir Lätig nid vergässe. —

I bsinnemi an es zwöits settigs Bildli, e Szene bi-
n-eme Wasserbassin und under zwe mächtige alte Platan-
bäum. Das isch ds Schöne gfi a däm Feschtli: fei luti
Tamtammufig, fes Röhlspiel oder anderer Volksbelüschti-
gung — d'Fröid am Früelig z'ringsum het ne gnüegt,
meh hei si nid bruucht, für sech köschlech z'amüsiere.

Mys zwöite Helgeli*) schtellt fröndi Gescht vor. Es
Froueli chunt vo Yartand, ufem Wäg nachem Tibet.
Ds einte Buzli treit es imene Tued ufem Rügge und sym
schlichögige Buebli gleit me wohl a, daß es nid wyt vo
der chinefische Muur deheimen isch. Was seiten ächt d'Bär-
ner Froue zu settige massiguldigen Ohrehänk und zu de
schöne handdruckte Jupes?

Di letschti Gruppe syen es paar typische Kashmir-
wybleni, Panditani Froue. E Pandit isch eigetlech e gelehrte
Hindu. In Kashmir aber, wo d'Hindu i der Minderzahl
sy, seit mene allne Pandits. Tri Röck gseh nid grad nach

*) hier nicht reproduziert.



Einige Kashmir-Frauen.